

20 Jahre GEO-Tag der Natur



Förderer
Heinz
Sielmann
Stiftung

Seit zwei Jahrzehnten erkunden wir am GEO-Tag der Natur die schönsten und wichtigsten Landschaften in Deutschland. Zum Jubiläum haben wir einige erneut besucht – und die Menschen, die sie pflegen. Sie zeigen:

WARUM WIR NATUR BRAUCHEN

Was seit dem ersten GEO-Tag der Natur geschehen ist und was wir tun können, um den Artenreichtum zu erhalten, bilanziert Johanna Romberg in einem leidenschaftlichen Plädoyer

Fotos: Berthold Steinhilber, Text: Johanna Romberg

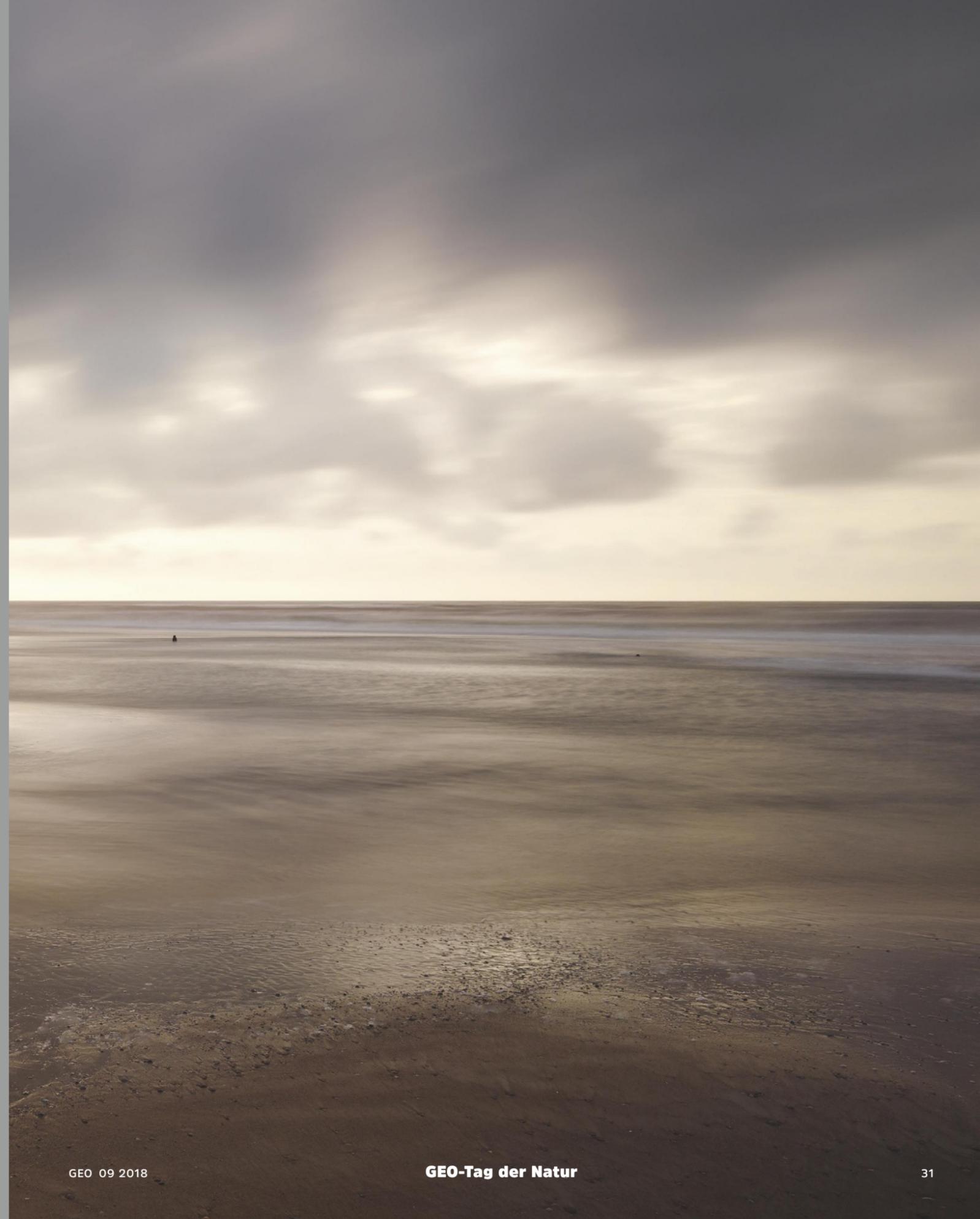
GEO 09 2018



Der erste GEO-Tag der Natur drohte ins Wasser zu fallen: Am 5. Juni 1999 regnete es an der Wakenitz südlich von Lübeck fast ohne Unterbrechung. Das Ergebnis der Premiere war allerdings erstaunlich: 102 nasse Experten registrierten 2066 Arten – darunter 217 Spezies, die als gefährdet, bedroht oder gar ausgestorben galten. Weil Naturschutz Engagement braucht, beschlossen alle: »Wir machen weiter!«



Norderney unterm weiten Himmel liegt inmitten der eigenwilligen Wattenmeerlandschaft, mit einzigartiger Natur: 860 Spezies stehen im Jahr 2018 auf der Inventurliste – darunter Erstnachweise von 15 Landschnecken. Der Nationalpark Niedersächsisches Wattenmeer veranstaltete die Artensuche zum zwölften Mal. Auch um die Wichtigkeit strenger Schutzgebiete zu betonen, in denen »Natur Natur sein darf«





Knorrig, widerspenstig, zäh – im Alperstedter Ried nördlich von Erfurt wachsen Kopfweiden an feuchten Wiesen. Das renaturierte Kalkflachmoor ist eine Schatztruhe der Vielfalt: 1200 Arten sind dokumentiert, darunter Erstnachweise für das Gebiet und vom Aussterben bedrohte Tiere und Pflanzen. Zur Artensuche eingeladen hatte die Stiftung Naturschutz Thüringen: »Um die Vielfalt zu erhalten, braucht das Ried Wasser. Und extensive Nutzung mit Rindern, Büffeln, Ponys.«



Das Elbsandsteingebirge in der Sächsischen Schweiz hat ein geheimes Innenleben: Höhlen. In denen ist, zugegeben, die Artenvielfalt nicht groß – aber dafür umso bemerkenswerter. Unter den fünf registrierten Arten fanden sich im Jahr 2018 imposante Exemplare der Großen Höhlenspinne. Die Höhlenforschergruppe Dresden fühlt sich »zu Gast untertage. Die Biotope sind hochempfindlich – und keine Abenteuerspielplätze«

DIE HUFEISEN-AZURJUNGFER ist eine Libelle, die man anhand ihres namensgebenden Merkmals bestimmen kann: der markanten schwarzen Zeichnung auf dem zweiten Segment ihres leuchtend blauen Hinterleibs.

Mit diesen Worten hat es mir der Biologe Thomas Behrends erklärt, am 5. Juni des Jahres 1999.

Wir standen an einem Tümpel westlich des Flusses Wakenitz bei Lübeck, zusammen mit einem guten Dutzend weiterer Experten für Libellen, Käfer, Schnecken, Pflanzen und sonstige Lebewesen, die in naturnahen Kleingewässern zu Hause sind. Oder auch auf Heide- und Moorflächen, im Wald und in sauberen Flüssen.

Die Wakenitzniederung war Schauplatz des ersten GEO-Tags der Arten-

zwölf Quadratkilometern ein Mosaik verschiedenster Biotope. Sie sind für zahlreiche Landschaften Deutschlands charakteristisch – oder waren es zumindest einmal: Naturnahe Eichen- und Buchenwälder, in denen Bäume zu mehrhundertjährigen Riesen heranwachsen dürfen, Flussläufe, die frei durch Erlbruchwälder mäandern. Und schließlich Varianten jenes Biotops, das Thomas Behrends und seine Kollegen als „Nordeuropas Antwort auf den tropischen Regenwald“ bezeichneten – offenes Grasland, teils sumpfig, teils trocken und, hervorstechendstes Merkmal: verschont von intensiver landwirtschaftlicher Nutzung. So konnte sich dort eine Lebensgemeinschaft aus Hunderten von Tier- und Pflanzenarten erhalten, die aus der Normallandschaft verschwunden sind.

Algen, Flechten, Totholzpilzen. 2066 Arten in nur 24 Stunden: Das waren mehr als doppelt so viele, wie wir uns zum Ziel gesetzt hatten.

Dabei ging es uns niemals allein darum, beeindruckende Zahlen zu präsentieren. Der „B-Day“, wie wir ihn redaktionsintern getauft haben – das B steht für Biodiversität –, war von Anfang an auch als ein Festival für die Natur gedacht, mit der Zielsetzung, so viele Menschen wie möglich für das Leben vor der Haustür zu begeistern. Zu zeigen, dass biologische Vielfalt nicht nur ein Kennzeichen von tropischen Regenwäldern oder von Korallenriffen ist, sondern auch in der heimischen Umwelt existiert: so etwa bei den Libellen, von denen allein in Deutschland 81 Spezies vorkommen. Und das sind noch eher wenige im Vergleich zu Käferarten

erschieden, auch die Anregung für unsere Aktion lieferte. Nicht nur für diese: 1992 war in Rio de Janeiro das „Übereinkommen über die biologische Vielfalt“ verabschiedet worden, in dem sich 168 Staaten verpflichteten, ebendiese Vielfalt konsequenter als bisher zu schützen.

Zu den Unterzeichnern gehörte auch Deutschland. Das die „Nationale Biodiversitätsstrategie“ entwickelte, die 2007 verabschiedet wurde. Ihr erklärtes Ziel: den Rückgang biologischer Vielfalt bis 2010 aufzuhalten – und danach umzukehren. Das Datum wurde bald auf 2020 verschoben, das Ziel aber blieb bestehen; 430 Einzelmaßnahmen sollen die Umsetzung garantieren – von der Renaturierung von Flussauen über die Weiterentwicklung des „Grünen Bandes“ entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze bis hin zu Projekten der Umweltbildung.

1

NATUR BRAUCHT SCHUTZGEBIETE, DIE SIE WIRKLICH SCHÜTZEN

Zustand ganzer Landschaften gilt. Allein zwischen 1998 und 2009 ist die Zahl aller Vogelbrutpaare in Deutschland um 12,7 Millionen gesunken – das ist ein Minus von 15 Prozent. Und im gleichen Zeitraum verschwanden mehr als 75 Prozent des Bestands an Fluginsekten – nicht der Arten, sondern der schier Biomasse.

Natur teilgenommen haben. Zum anderen haben sie die ökologische Entwicklung der damals untersuchten Gebiete genau beobachtet, teilweise sogar mitgestaltet. Wie viele andere engagierte Experten für Biodiversität haben die vier, außer „ihren“ Arten und Revieren, auch die Natur im gesamten Land im Blick behalten.

DAS NATUR – MANIFEST

vielfalt. Und es hatte gute Gründe, dass die Premiere der Natur-Inventur gerade hier stattfand: Dieses weder als Nationalpark noch als Biosphärenreservat ausgewiesene Gebiet an der ehemaligen innerdeutschen Grenze versammelte – und versammelt noch heute – auf nur

Die Hufeisen-Azurjungfer war nur eine von 2066 Spezies, die an jenem 5. Juni 1999 entdeckt wurden, von 102 Expertinnen und Experten für sämtliche in Mitteleuropa heimischen Artengruppen – von Säugetieren über Vögel, Fische, Insekten und Spinnen bis zu

(mehr als 6500), Pflanzen (9500) und Pilzen (14 400).

Das Wort „Artenvielfalt“ ist lang und klingt eher abstrakt. Deswegen haben wir im Jahr 2017 die alljährliche Sichtung der Zehntausend umbenannt in GEO-Tag der Natur. Das schließt Vielfalt natürlich mit ein – mit der ja nicht nur die Vielfalt der Arten gemeint ist, sondern auch die der Lebensräume und Ökosysteme sowie der genetischen Varianten innerhalb einer Art. So jedenfalls lautet die umfassende Übersetzung des Begriffs „Biodiversität“.

ALS WIR im Jahr 1999 zum ersten GEO-Tag einluden, war „Biodiversität“ noch relativ unbekannt. Geprägt hatten den Begriff US-amerikanische Naturschützer und -wissenschaftler wie der Evolutionsbiologe Edward O. Wilson, dessen Bestseller „Biodiversity“, 1988

Die Liste der Ziele und Maßnahmen liest sich beeindruckend. Die Frage ist, was die Natur davon hat. Was die politischen Initiativen zum Schutz der Biodiversität gebracht haben, aber auch publikumswirksame Aktionen wie der GEO-Tag der Natur. Der Blick auf Zahlen und Statistiken zum Zustand heimischer Arten und Biotope lässt befürchten: nicht so viel.

Mehr als ein Viertel aller Pflanzen- und 36 Prozent aller Tierarten Deutschlands sind in ihrem Bestand bedroht, zwei beziehungsweise drei Prozent ausgestorben oder verschollen. Über 70 Prozent der für unsere Landschaft charakteristischen Lebensräume werden als „gefährdet“ eingestuft.

Und die Bestandsrückgänge und Biotopverluste haben sich nicht nur fortgesetzt, sondern vielfach noch beschleunigt: etwa bei den Vögeln, jener Artengruppe, die seit jeher am gründlichsten beobachtet und gezählt wird – auch deshalb, weil ihr Vorkommen als Indikator für den ökologischen

Wie lässt sich dieser Schwund aufhalten? Was muss geschehen, damit das Ziel der Nationalen Biodiversitätsstrategie – Stopp des Artenrückgangs und Trendumkehr – nicht bloß Fiktion bleibt? Welchen Naturschutz brauchen wir, damit Deutschland wieder lebendiger wird?

DAS HABE ICH vier Menschen gefragt, die dazu sehr viel zu erzählen haben. Neben Thomas Behrends, Naturschutzbund Deutschland (NABU), sind es Detlef Kolligs, Schmetterlingsforscher bei der Stiftung Naturschutz Schleswig-Holstein, der Käferexperte Roland Suikat, ebenfalls beim NABU aktiv, und Lutz Fährser, Leitender Forstdirektor im Ruhestand und bis 2010 verantwortlich für die Entwicklung des Lübecker Stadtwalds. Alle vier verbindet, dass sie, zum einen, am ersten GEO-Tag der

Sie haben genauer als flüchtige Beobachter registriert, wie diese sich im Zuge menschlicher Eingriffe verändert hat. Zugleich wissen sie, wie mühsam der Kampf um den Erhalt der letzten Vielfalts-Refugien ist. Weshalb Magerasen, feuchte Wiesen und tümpelreiche Niedermoore zu den bedrohtesten Biotopen Deutschlands gehören, weshalb naturnahe Wälder bis heute nur einen kleinen Bruchteil der gesamten Waldfläche einnehmen. Sie können darüber Auskunft geben, was zum Schutz dieser Lebensräume geschehen muss.

Die Antworten unserer vier Experten ergeben, in der Summe, eine radikale, aber auch praxisnahe To-do-Liste zur Rettung der Artenvielfalt. Sie decken sich mit zahlreichen Befunden und Handlungsempfehlungen von Naturschutzexperten im ganzen Land. Ich habe einige wesentliche Punkte daraus zusammengefasst.

GEO-Tag der Natur: Zahlen und Fakten



In 24 Stunden so viele Arten wie möglich entdecken, an einem festgelegten Ort: Das ist das Prinzip des GEO-Tags der Natur. Die Ausbeute 2018: mehr als 2300 Arten, registriert bei rund 500 Aktionen mit über 11000 Teilnehmern! Seit der ersten Aktion am 5. Juni 1999 haben mehr als 200 000 Menschen mitgewirkt und rund 9600 Tier- und 2500 Pflanzenarten aufgespürt. Jedes Jahr werden bis zu 500 Projekte angemeldet – von Privatpersonen wie von Institutionen, darunter 394 Schulen, 200 Umweltverbände und -vereine, 27 Kitas und 18 Museen. Hübschster Name eines gefundenen Tieres: „Schöngesichtige Zwergdeckelschnecke“. www.geo-tagdernatur.de



Michael Ochse, 48, Chemiker, Falterexperte, Biosphärenreservat Pfälzerwald-Nordvogesen. »Im Sommer fahre ich zweimal pro Woche in den Wald, um eine Lichtfalle aufzustellen und Nachtfalter zu beobachten. Faszinierend, was die Natur hervorgebracht hat: all die Farben, Muster und Formen! Schmetterlingsforschung ist seit 30 Jahren meine private Leidenschaft. Jede Nacht ist eine Entdeckungsreise, erst vor Kurzem habe ich den Rötlichbraunen Eichenspanner zum ersten Mal gesehen. Leider ist es mit den Faltern wie mit allen Insekten: Es werden immer weniger. Ein Fünftel der pfälzischen Falterarten ist ausgestorben oder steht kurz davor. Bei Führungen will ich den Menschen zeigen, was vor ihrer Haustür lebt – und wie wichtig es ist, diese Vielfalt zu bewahren.«



Claudja Schmidt, 29, Umweltplanerin, Nationalpark Bayerischer Wald. »Wie schnell sich die Natur erholen kann, wenn man sie lässt! In unserem Nationalpark stellen wir im Rahmen des Projekts ›Life+‹ beschädigte Lebensräume wieder her, unter anderem renaturieren wir drei Regenmoore. Nach wenigen Wochen sprießen Torfmoospflanzen, es folgen Sonnentau und Rosmarinheide, selten gewordene Käfer und Libellen kehren zurück. Viele von ihnen können nur im Moor überleben – verlieren wir ihren Lebensraum, dann verlieren wir auch sie. Bis das Moor sich vollständig regeneriert hat, können Jahrzehnte vergehen – und es ist höchste Zeit zu handeln: 99 Prozent der deutschen Regenmoore wurden bereits zerstört.«



2 NATUR BRAUCHT NETZE, NICHT NUR INSELN

1. SCHUTZGEBIETE GEHÖREN WIRKLICH GESCHÜTZT

Die Grönauer Heide, 367 Hektar groß und westlich der Wakenitz gelegen, hat nicht nur die meisten Artenfunde für den ersten GEO-Tag im Jahr 1999 „geliefert“ – sie ist auch bis heute das artenreichste Gebiet in Schleswig-Holstein geblieben, Wattenküste und Salzwiesen eingeschlossen.

Diesen Spitzenplatz konnte sie auch deshalb bewahren, weil sie seit 2006 Naturschutzgebiet ist.

Naturschutz-, Vogelschutz- und Landschaftsschutzgebiete, Nationalparks, Biosphärenreservate und Naturparks: Es gibt eine Vielzahl von Etiketten für Lebensräume, die sich aufgrund ihres Artenreichtums und ihrer Eigenart von der Normallandschaft abheben. Doch viele dieser Etiketten sind mehr oder weniger unverbindlich; nur in einem kleinen Teil der als geschützt bezeichneten Gebiete hat die Natur auch per Gesetz Vorrang vor wirtschaftlichen Interessen – etwa von Investoren und Politikern, die Bauland ausweisen, Umgehungsstraßen planen oder Windparks errichten wollen.

UND AUCH dieser Vorrang gilt nur im Prinzip: So sind in Naturschutzgebieten und in Biosphärenreservaten Fischerei, Forst- und Landwirtschaft erlaubt, sofern sie den Grundsätzen der „guten fachlichen Praxis“ entsprechen. Diese schließt das Fällen alter Bäume und den Einsatz schwerer Maschinen ebenso ein wie das Aussetzen von Fischen, das Bearbeiten von Feldern während der Brutzeit sowie das Ausbringen von

Dünger und Pestiziden. Also eigentlich sämtliche Eingriffe, die zum Verlust von Artenvielfalt führen. Weshalb viele Schutzgebiete auch wenig bis nichts zu deren Erhalt beitragen.

Die Grönauer Heide hatte das „Glück“, seit jeher zu sandig und zu sumpfig zu sein für eine land- oder forstwirtschaftliche Nutzung. Aus diesem Grund blieb ihr reiches Inventar an seltenen, auf magere Böden spezialisierten Arten vor Zerstörung bewahrt.

Was an der Wakenitz Ergebnis eines historischen Zufalls war, muss auch in anderen Schutzgebieten zur Regel werden: Ihre Nutzung hat sich am Wohl der darin lebenden Flora und Fauna zu orientieren. Eingriffe, die diese gefährden, werden verboten oder zumindest stark eingeschränkt.

Das wäre eine Erste-Hilfe-Maßnahme für die heimische Natur. Aber nicht die einzig notwendige. Denn:

2. TIERE UND PFLANZEN BRAUCHEN WANDERWEGE DURCHS LAND

8743 Schutzgebiete gibt es in Deutschland. Das klingt viel. Aber alle zusammen nehmen gerade 3,9 Prozent des Bundesgebiets ein – das sind bloß ein Drittel mehr als die Gesamtfläche aller Haus- und Kleingärten. Und etwa 60 Prozent aller Naturschutzgebiete sind weniger als 50 Hektar groß – zu klein, um ihre Artengemeinschaft zu erhalten. Denn diese ist auf „Zuwanderer“ angewiesen, die Verluste etwa von Insektenpopulationen nach kalten Frühjahren ausgleichen. Die Zuzügler bleiben aus, wenn das Schutzgebiet von Siedlungen oder intensiv bewirtschafteten Feldern umgeben ist. Auf Dauer

verödet die Insel – und mit ihr die Natur im gesamten Land.

Weil dies in ganz Europa zu beobachten ist, und zwar seit Jahrzehnten, hat die EU 1992 ein zweites Schutzinstrument geschaffen: die „Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie“ (FFH). Mit ihr sollen nicht nur bedrohte Arten, sondern auch deren Lebensräume umfassender geschützt werden – in einem Netzwerk namens „Natura 2000“, das 18 Prozent der gesamten EU-Landfläche umfasst, in Deutschland 15 Prozent.

AUCH DER größte Teil der Grönauer Heide ist seit dem Jahr 2007 Natura-2000-Gebiet, ebenso rund 40 Prozent des Lübecker Stadtwalds. Insgesamt enthalten die Schutzgebiete an der Wakenitz gut zwei Dutzend der 231 Lebensraumtypen, die der FFH-Richtlinie zufolge schützenswert sind. Zu diesen 231 gehören norddeutsche Schwingrasenmoore, Binnendünen und Waldmeister-Buchenwälder ebenso wie Berg-Mähwiesen und temporäre Karstseen.

Um die Zukunft vieler dieser Lebensräume ist es jedoch schlecht bestellt. Denn der Schutz knapp der Hälfte aller FFH-Gebiete steht bislang nur auf dem Papier; es mangelt an rechtsverbindlichen Verordnungen, um ihn wirksam werden zu lassen. Diese zu erstellen wäre Aufgabe der Naturschutzbehörden von Bundesländern und Kommunen, die auch Pflege- und Managementpläne für die Gebiete entwickeln sollten. Aber die Behörden kommen mit beidem kaum nach, weil sie überlastet und zudem unterfinanziert sind.

Wir brauchen eine Politik, die auf Bundes-, Landes- wie Kommunalebene den Naturschutz nicht mehr länger als Randthema behandelt. Und die im Fall von Konflikten zwischen Naturschützern und -nutzern nicht mehr Letzteren Vorrang einräumt.

Die Vernachlässigung der Natur lässt sich in Zahlen ausdrücken. Nur 15 Millionen Euro stellt die Bundesregierung jährlich für das „Bundesprogramm Biologische Vielfalt“ zur Verfügung. Dem stehen 57 Milliarden Euro an umwelt-schädlichen Subventionen gegenüber,



etwa für Dieselprivileg, Braunkohleförderung oder die reduzierte Mehrwertsteuer auf Fleisch.

Auf keinem anderen Gebiet zeigt sich die mangelnde Wertschätzung der Natur so deutlich wie bei der Agrarpolitik. Seit Jahrzehnten fordern Biodiversitätsexperten daher unisono:

3. BAUERN SOLLTEN SICH WIEDER UM NATURSCHUTZ KÜMMERN

Gut 50 Prozent des Bundesgebiets werden landwirtschaftlich genutzt. Und es sind genau diese Flächen, die noch vor wenigen Jahrzehnten die größte Vielfalt an Arten aufwiesen.

Die vielen Tausend Pflanzen-, Insekten-, Amphibien-, Vogel- und Säugerarten, die in der Agrarlandschaft heimisch sind, verbindet eine Eigen-

Thomas Behrends, Detlef Kolligs, Roland Suikat, Lutz Fähser (von l.) waren schon 1999 an der Wakenitz dabei. »Seit 2002 steht Umweltschutz als Staatsziel im Grundgesetz. Aber wer gehofft hatte, dies würde zu Verbesserungen führen, hat sich getäuscht. Fast alle finden Biodiversität toll und wichtig, doch vor allem Bauern- und Forstverbände stehen dem Naturschutz noch sehr geringschätzig gegenüber. Fordert man ihn ein, wie beim gesetzlich vorgeschriebenen Erhalt von Hecken und Knicks, heißt es rasch: Enteignung. Die Politik versagt im Naturschutz. Behörden und Verbände sind oft auf den Schutz ›prominenter‹ Arten wie Wolf und Kranich fokussiert, haben keinen Blick für die Lebensgemeinschaft eines Gebiets. Wir Artenkenner werden als ›Erbsenzähler‹ diffamiert, unsere Einwände nicht ernst genommen.«

schaft: Sie sind Einwanderer. Ihre natürliche Heimat sind die baum- und strauchlosen Grassteppen Asiens, die sich am Ende der letzten Kaltzeit, vor rund 12 500 Jahren, bis nach Mitteleuropa erstreckten.

Dass Steppenbewohner wie Lerchen, Feldhasen, Sonnenröschen, Scheckenfalter und Sandbienen bei uns überleben konnten, verdanken sie unseren

Vorfahren, genauer, den Bauern unter ihnen. Diese drängten die Wälder zurück, um Platz für Äcker und Wiesen zu schaffen – offene Flächen, deren Bewuchs durch Sense und Weidevieh kurz gehalten wurde.

Natürlich hatten die Bauern nie die Absicht, Lebensräume für ehemalige Steppenbewohner zu erhalten. Im Gegenteil: Landwirtschaft war seit jeher



Ein Fluss braucht Platz – die Elbe bei Lenzen in Brandenburg hat ihn zurückbekommen. Sie kann nun wieder, befreit von Deichen, in ihrem natürlichen Rhythmus von Hoch- und Niedrigwasser fließen. Diese Wiederbelebung ist gut für Tiere und Pflanzen – beim GEO-Tag im Jahr 2015 registrierten die Experten 1500 Arten, darunter Wasserfledermaus, Elbe-Liebesgras und Krebsschere. Dieter Leupold vom BUND: »Vielfalt stellt sich ein, sobald die Natur ihre Kraft entfesseln darf«

Matthias Arnhold, 60, Elektrotechniker, Höhlenforscher (l.).
»Wenn ich eine Höhle im Elbsandsteingebirge erkunde, ist es, als würde ich eine fremde Welt betreten. Viele der Tiere, die man unter Tage findet, bekommt man nirgendwo sonst zu Gesicht. Höhlen scheinen lebensfeindlich zu sein – doch die Große Höhlenspinne zum Beispiel hat sich perfekt an die karge, dunkle Umgebung angepasst. Für sie sind die Höhlen mit ihren gleichbleibenden Temperaturen ideale Rückzugsorte. Als weitgehend geschlossene Räume sind die einzigartige, komplexe Biotope«



Kampf gegen die Natur, gegen Unkräuter, Schädlinge, Überschwemmungen und Dürren, die karge, auf mageren Böden gewachsene Ernten vernichteten.

Über Jahrtausende konnte die Natur sich behaupten in diesem Kampf – bis die Menschen ab der Wende zum 20. Jahrhundert machtvolle Innovationen ins Feld führten: von Kunstdünger über chemische Pflanzenschutzmittel bis hin zu effizienten Maschinen, die binnen Stunden erledigten, was Tage mühevoller Arbeit gekostet hatte.

DIE INTENSIVIERUNG der Landwirtschaft ist auch ein Segen, denn sie hat erreicht, was vor wenigen Generationen Utopie war: die ganzjährige Versorgung der Bevölkerung mit preisgünstigen Lebensmitteln. Zugleich aber hat sie sich zur mit Abstand größten Bedrohung der Artenvielfalt entwickelt. Drei Faktoren vor allem machen Tieren und Pflanzen zu schaffen:

1. Infolge der Flurbereinigung, insbesondere durch die Schaffung großer, maschinengerechter Felder, verschwand ab den 1950er Jahren das Biotopnetzwerk der Agrarlandschaft: blütenreiche Feldraine, Brachen, Tümpel und Hecken. Allein in Schleswig-Holstein wurden seit den 1950er Jahren 30 000 Kilometer Wallhecken, die typischen „Knicks“, zerstört – von ursprünglich 75 000.

2. Pestizide greifen das Ökosystem Feldflur gleich auf mehreren Ebenen an: Herbizide wie Glyphosat vernichten Ackerwildkräuter und damit die Nahrungsgrundlage vieler Insekten. Insektizide wie Neonicotinoide wirken nicht nur auf Schädlinge toxisch, sondern auch auf Wildbienen und Wasserorganismen. Durch den Rückgang von Insekten und samentragenden Kräutern schrumpft wiederum das Nahrungsangebot für zahlreiche Vögel. Trotz des Verbots einiger Wirkstoffe ist eine Reduktion der Giftfracht bislang nicht in Sicht: Seit 1995 ist in Deutschland der Absatz von Pestiziden von 35 000 auf 47 000 Tonnen gestiegen.

3. Mehr noch als Glyphosat und Co. bedroht Stickstoff die Vielfalt der Arten. Seit Jahrzehnten wird weitaus mehr

3 BAUERN MÜSSEN WIEDER NATURSCHÜTZER WERDEN

Dünger und Gülle auf den Feldern ausgebracht, als die Nutzpflanzen verwertet werden können. Hinzu kommen Stickstoffverbindungen aus dem Autoverkehr. Die Überschüsse reichern sich im Boden an, sickern ins Grundwasser und entweichen in die Luft. Zwischen 20 und 40 Kilogramm Stickstoff gehen alljährlich auf jeden Hektar Boden in Deutschland nieder – natürlich wären ein oder zwei Kilogramm.

Die Folgen sind selbst in abgelegenen Naturschutzgebieten zu beobachten: von Algenwuchs getrübbte, übersäuerte Gewässer; Magerwiesen, die von Löwenzahn, Brennesseln und Moos überwuchert werden.

NICHT NUR INSEKTEN verlieren dadurch ihre Habitate, sondern auch Amphibien und bodenbrütende Vögel.

Der Feldzug gegen die Natur wird forciert durch eine Agrarpolitik, die seit Jahrzehnten einseitig auf Konzentration und Ertragssteigerung setzt.

6,5 Milliarden Euro Agrarsubventionen der EU flossen 2017 nach Deutschland; der größte Teil wurde in Form von Flächenprämien direkt an Landwirte ausgezahlt, genau gesagt: an Landbesitzer. Die Höhe der Prämie bemisst sich allein nach der Größe der bestellten Fläche; sie ist kaum an Umweltauflagen gebunden.

Landwirte müssen mehr finanzielle Anreize bekommen, um die Natur in der Agrarlandschaft zu erhalten.

Umweltverbände, aber auch Wissenschaftler fordern bereits seit Langem, die Zahlungen aus dem EU-Agrarfonds an Auflagen für den Natur- und Klimaschutz sowie den Erhalt von Arbeits-

plätzen zu binden – nach dem Prinzip: „öffentliches Geld nur für öffentliche Leistungen“.

Ob und wann die vielbeschworene „Agrarwende“ kommen wird, steht in den Sternen. Die im Mai 2018 veröffentlichten Pläne der EU-Kommission für die Agrarförderpolitik ab 2020 wecken wenig Hoffnung: Sie zielen im Wesentlichen darauf, das bisherige System beizubehalten.

Bis auf Weiteres werden viele heimische Arten also auf künstliche Refugien angewiesen bleiben. Ob sie aber dort überleben können, hängt auch von ihren Beobachtern und ihren Betreuern ab. Diese müssen mehr als bisher einen Grundsatz beherzigen:

4. WILDNIS WAGEN? ODER NATUR PFLEGEN? BEIDES!

Naturschutz und Artenschutz sind keineswegs dasselbe. Wer Biodiversität erhalten will, muss die jeweiligen Bedürfnisse der einzelnen Arten kennen – und dafür zielgenaue Konzepte entwickeln. Wie diametral verschieden diese sein können, lässt sich an der Wakenitz beobachten.

Im Lübecker Stadtwald hat Forstdirektor Lutz Fäher vor 24 Jahren das Prinzip der geringstmöglichen Einmischung eingeführt: Der Wald darf im Wesentlichen wachsen, wie er will. Er wird nicht ständig durchforstet, nicht entwässert, gedüngt oder mit schweren Maschinen befahren; es gibt in ihm weder Kahlschläge noch Anpflanzungen. Der Wald produziert seinen Nachwuchs selbst, und dieser darf nicht nur groß, sondern auch viel älter werden als in normalen Wirtschaftsförsten, bevor er

Paula Höpfner, 28, Biotop-Pflegerin bei der Loki Schmidt Stiftung. »Hartholzauenwälder wachsen entlang großer Flüsse, sie brauchen das Wechselspiel aus Überschwemmung und Trockenheit. Gewässer- ausbauten haben diesen Lebensraum fast vollständig verdrängt. Ein riesiger Verlust – nicht zufällig werden sie europäische Regenwälder genannt. Sie sind artenreich, wild, verwunschen; zwischen Stieleichen, Flatter- und Feldulmen findet man sogar Lianen. Mit unserem Elbauenprojekt geben wir dem Wald wieder Raum: Deshalb kaufen wir in der niedersächsischen Elbtalaue Land. Die Hochwasserunbedenklichkeit wird zuvor geprüft. Bis die neuen Wälder aussehen wie der in Junkerwerder bei Hitzacker, wird es mehr als 100 Jahre dauern. Ich werde das nicht mehr erleben. Aber es ist ein gutes Gefühl, etwas zu schaffen, das bleiben wird.«



Martin Schwentner, 37, Biologe, Leiter der Abteilung »Wirbellose Tiere II« im Centrum für Naturkunde, Universität Hamburg. »Welche Krebse lebten vor 100 Jahren in der Elbe? Finden wir weniger oder andere Arten als vor 30 Jahren? Wie hat sich der Lebensraum verändert? Dank unserer Sammlungen mit Hunderttausenden von Präparaten können wir Fragen dieser Art beantworten. Das Wissen, das Forscher vor uns zusammengetragen haben, erlaubt uns, in die Vergangenheit zu blicken – und Vergleiche zur Gegenwart zu ziehen. Für den Naturschutz ist das von größter Bedeutung. Nur wer weiß, welche Arten schwinden, kann sie auch schützen. Und nur wer weiß, wie die Natur früher aussah, kann sie in ihren ursprünglichen Zustand zurückversetzen. Deshalb ist es wichtig, Lebensräume zu beobachten und ihre Beschaffenheit zu dokumentieren: Wir brauchen Vergleichsgrößen, damit wir negative Entwicklungen belegen und – hoffentlich – aufhalten können.«



4 WER NATUR SCHÜTZEN WILL, MUSS WISSEN, WELCHE

gefällt wird. Und was vor der Zeit stirbt, bleibt stehen oder liegen – zum Wohl jenes Heers von Insekten und Pilzen, die auf Totholz spezialisiert sind. Deren Artenzahl liegt in einigen Lübecker Waldstücken schon annähernd auf Urwaldniveau.

Mehr Wildnis wagen: Sie macht einen Wald nicht nur vielfältiger und lebendiger, sondern steigert auch seine Fähigkeit, Kohlendioxid zu absorbieren,

sowie seine Widerstandskraft gegen Klimaveränderungen. Naturnahe Wälder sind wirtschaftlich produktiver, wie Lutz Fähser erfahren hat: Langfristig bringen sie nicht nur mehr, sondern auch hochwertigeres Holz hervor – bei deutlich geringerem Pflegeaufwand.

Mehr Wildnis wagen: Für die Grönaauer Heide wäre dieses Prinzip der Untergang. Sie ist, im Gegensatz zum Wald, ein Ganzjahres-Pflegefall.

Die Refugien der einstigen Steppenbewohner sind heute, paradoxerweise, solche Biotope, die durch brachiale Eingriffe des Menschen entstanden sind: Abraumhalden, Braunkohletagebaue, Industriebrachen, Truppenübungsplätze, manche Autobahnrandstreifen und Eisenbahndämme.

Die Grönaauer Heide ist ein Beispiel dafür, wie permanente Störung Lebensräume schafft und erhält. Jahrzehntlang diente ihr nördliches Gebiet als Übungsgelände für den Bundesgrenzschutz; Fahrzeuge und Querfeldeinmärsche hielten das Gelände offen, den Bewuchs kurz – und sorgten so dafür, dass „Nordeuropas Antwort auf den Regenwald“ überlebte.

Als sich die Beamten zurückzogen, begann die Heide, sich in Buschland und Birkenwald zu verwandeln. Erst



Peter Berthold, 79, Ornithologe und Stiftungsratsmitglied der Heinz Sielmann Stiftung. »Um Artenvielfalt zu retten, müssen wir Tieren Rückzugsorte bieten. Unsere Idee: ein Biotop in jeder der 11 000 deutschen Gemeinden. Den Anfang haben wir 2004 mit dem Biotopverbund Bodensee gemacht und mehr als 100 Oasen aus Menschenhand geschaffen. Die zeigen: Eine Wiederbelebung der Natur ist möglich! Tiere – wie Vögel, Amphibien und Insekten – müssen zwischen grünen Inseln wechseln können, damit sie überleben.«



GEO-Tag der Natur

ANZEIGE

REWE
DEIN MARKT



MEHR EINSATZ FÜR DEN ARTENSCHUTZ – MEHR LEBENSRAUM FÜR BIENEN

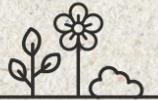


DER INSEKTENSCHUTZFOND VON NABU UND REWE

300.000 Euro Spende zum Schutz von Wildbienen und anderen Insekten.
ZIELE BIS ANFANG 2019:



6,5 HEKTAR
Ackerflächen und Wiesen



16 HEKTAR
Blühflächen, Wildsträucher und Hecken

INSEKTENMONITORING
zur Beobachtung der Insektenbestände auf den neuen Flächen

Ohne Bienen wären viele Regale in unseren Supermärkten leer! Denn von der Arbeit dieser und anderer fleißigen Bestäuber hängt es unter anderem ab, wie ertragreich die Ernten sind. Das gilt für fast alle Obst- und Gemüsearten sowie für viele Futterpflanzen. Dabei leistet nicht nur die Honigbiene wichtige Dienste – auch die unbekannteren Wildbienen sind von entscheidender Bedeutung. Doch von den rund 560 in Deutschland vorkommenden Arten sind **mehr als die Hälfte gefährdet oder bereits ausgestorben**. Denn ihr Nahrungsangebot und Lebensraum verringern sich stetig. Doch mit der Berücksichtigung einfacher Tipps können auch Sie Bienen eine neue Heimat geben.

Seit vielen Jahren engagiert sich REWE, mit fachlicher Unterstützung des NABUs, im Rahmen des PRO PLANET-Projekts für die Erhaltung der Artenvielfalt. Zusammen mit den regionalen Produzenten werden

umfangreiche Artenschutzmaßnahmen umgesetzt, bei denen der langfristige Gewinn für die Natur im Vordergrund steht. Achten Sie beim nächsten Einkauf auf das blauweiße **PRO PLANET-Label** mit dem Hinweis „Artenvielfalt schützend“: Denn mit dem Kauf der so gekennzeichneten Produkte tragen Sie dazu bei, Lebensräume zu erhalten. Der Anbau vieler Produkte aus dem Obst- und Gemüseassortiment, zum Beispiel der Eigenmarke **REWE Regional**, wird in ganz Deutschland von Maßnahmen für die Artenvielfalt begleitet.

UMTOPFEN IM KOPF

Auch zuhause können Verbraucher Bienen und anderen bestäubenden Insekten mit der Berücksichtigung einfacher Tipps neuen Lebensraum bieten: **Wildblumen säen und Strukturen schaffen!** Je vielfältiger, desto besser – doch dabei regional! Denn unsere Bestäuber benötigen einheimische Wildblumen, um sich und Ihre Brut ernähren zu können. **Dabei braucht es**

keinen großen Garten: Wer einen Beitrag zum Artenschutz leisten möchte, kann sich etwa mit heimischen Kletterpflanzen wie Clematis, Kletterrosen oder Waldgeißblatt eine lauschige Ecke auf dem Balkon einrichten und damit gleichzeitig Bienen und anderen bestäubenden Insekten Nahrungsquellen schaffen.

WIR GEBEN BIENEN EIN ZUHAUSE

... UND DAS SEIT 2010:



Fast **300 HEKTAR**
Blühflächen



Über **5.500**
geplante Büsche,
Sträucher und Bäume



Über **2.000**
Insektennisthilfen
aufgestellt



6.000
Vogelnistkästen und
Fledermausquartiere



Mehr als **250**
Produzenten in
12 Anbauregionen

„Die Biene Maja“ © Studio 100 Animation, © Studio 100.

Mehr Tipps und Informationen unter rewe.de/nachhaltigkeit

5 SCHÜTZT NICHT NUR DIE ARTEN, SONDERN AUCH IHRE KENNER

das Engagement der lokalen Artenkenner stoppte die „Renaturierung“. Das Schutzkonzept folgt dem Prinzip der gezielten, permanenten Einmischung: Schafe, Ziegen und Robustrinder halten den Bewuchs kurz, und zwar so, dass Pflanzen genügend Zeit zum Blühen und Versamen bleibt – und so die nächste Generation von Insekten und Vögeln heranwachsen kann.

Diese Form des Naturschutzes ist aufwendig. Sie ist jedoch die einzige Chance, einen großen Teil unserer heimischen Tier- und Pflanzenvielfalt zu bewahren – und zwar jenen, der mit Abstand am bedrohtesten ist.

Das allerdings erfordert den verstärkten Einsatz solcher Menschen, die ihrerseits fast schon zu einer bedrohten Spezies geworden sind.

5. WER ARTEN ERHALTEN WILL, DER MUSS SIE KENNEN

Wenn Käferkundler, Falterexperten und Botaniker sich treffen, dann liegt das Durchschnittsalter häufig jenseits der 50, berichtet Detlef Kolligs. Artenkennern geht der Nachwuchs aus. Das hat zwei Gründe: Zum einen wachsen Kinder zunehmend naturfern auf; immer weniger haben die Gelegenheit, unbeaufsichtigt durch Wälder, Wiesen oder auch nur Stadtparks zu streifen – was aber eine Voraussetzung wäre, um Interesse für bestimmte Artengruppen zu entwickeln.

Zum anderen hat sich, parallel zum Artenschwund, ein Fächersterben in der Forschung vollzogen: An Universitäten wird immer weniger Taxonomie gelehrt, die Wissenschaft von der Bestimmung der Arten. Sie gilt vielfach

als antiquiert und wenig förderungswürdig; Drittmittel fließen eher in „moderne“ Fächer wie Molekulargenetik.

Irgendwann könnten insbesondere unscheinbare Lebewesen wie Insekten, Pilze, Amphibien ohne jeden Schutz dastehen: Denn wer sollte diesen einfordern, wenn es niemanden gibt, der sie auch nur zu benennen weiß?

ES GIBT allerdings auch Anzeichen dafür, dass es so schlimm nicht kommen wird. Wenn etwa der NABU-Experte Thomas Behrends eine Exkursion zu dem eher spröden Thema „Pflanzen und Gräser im Grünland“ anbietet, kommen gut und gern zwei Dutzend Interessierte – viel mehr als noch vor einigen Jahren. Seine Kollegen berichten ebenfalls über wachsenden Zuspruch zu ihren Angeboten. Veranstaltungen wie der „Lange Tag der Stadtnatur“ in Hamburg und Berlin ziehen Tausende Besucher an; der diesjährige GEO-Tag der Natur verzeichnete rund 500 Veranstaltungen mit mehr als 11 000 Teilnehmern. In Umfragen bezeichnen sich nicht nur 90 Prozent der Deutschen als Naturliebhaber; ebenso viele betonen auch, dass Biodiversität für zukünftige Generationen erhalten werden müsse. Und immer mehr engagieren sich persönlich für dieses Ziel. Davon weiß Lutz Fährer zu berichten.

Der Lübecker Stadtwald war lange Zeit eine Insel in der Waldlandschaft, die ansonsten von an Ökologie eher uninteressierten Landwirtschaftsministerien und Landesforstämtern geprägt ist. Das scheint sich allmählich zu verändern: Immer mehr Bürger begehren gegen den massiven Holzeinschlag in

öffentlichen Wäldern auf. Und gegen eine Nutzungsweise, die auf maximale kurzfristige Erträge zielt, um Löcher in den Haushalten von Bundesländern und Kommunen zu stopfen.

DER BÜRGERPROTEST hat bereits vielerorts Erfolg: Mehrere deutsche Städte haben das Lübecker Modell einer naturnahen Waldwirtschaft übernommen. Und sorgen so dafür, dass Wälder wieder ihre wichtigste Funktion erfüllen: Orte der Erholung zu sein, die die Artenvielfalt bewahren – und Menschen eine Ahnung dessen vermitteln, was Wildnis ist.

In einem sind sich die Experten von der Wakenitz einig: Als Natur- und Artenschützer braucht man einen langen Atem und hohe Frustrationstoleranz. Das gilt besonders beim Aushandeln von Kompromissen zwischen Naturschutz und Nutzungsinteressen; die laufen zu meist auf eines hinaus: Wieder wird ein Stück natürlicher Lebensraum umgepflügt oder zugebaut.

So wie der Tümpel, in dem Thomas Behrends 1999 am ersten GEO-Tag der Artenvielfalt die Hufeisen-Azurjungfer entdeckte. Vor 15 Jahren wurde der kleine Teich zugeschüttet, um Platz für eine Landebahn des Lübecker Flughafens zu schaffen. Mit dem „unscheinbaren“ Kleingewässer verschwand eine Gemeinschaft seltener Wasserpflanzen und -tiere, die in Schleswig-Holstein vermutlich einzigartig war.

Ein kleiner Trost: Die Libelle ist vermutlich nach wie vor an der Wakenitz heimisch. Sie gehört – noch – zu den häufigeren Arten ihrer Familie. 🦋



Sowohl **BERTHOLD STEINHILBER** als auch **JOHANNA ROMBERG** haben in diesem Jahr neue Bücher herausgebracht: der Fotograf den Bildband „Deutschland – eine Reise durch die Zeit“, die GEO-Autorin „Federnlesen – vom Glück, Vögel zu beobachten“. Mitarbeit: Katharina Frohne.

20 Jahre GEO-Tag der Natur



Förderer
Heinz
Sietmann
Stiftung

HIER... BLÜHT DAS LEBEN

Gärtner, Grünpatinnen, Spinnensucher, Müllsammler, Nationalparkranger, Moorschützerinnen: Es ist vor allem engagierten Menschen zu verdanken, dass Pflanzen und Tiere immer noch Refugien finden. Wir haben einige »Helden der Natur« besucht – in Hamburg, Thüringen und auf Norderney

Invasoren auf Erfolgskurs

Sie sind unscheinbar, schlammfarben und nicht größer als ein Zwei-Euro-Stück: junge Chinesische Wollhandkrabben. Versteckt sitzen sie unter Steinen am Ufer und warten auf die Flut. Lastwagen donnern über die Reiherstieg-Klappbrücke im Hamburger Hafen, hinter einem Zaun stapeln sich Container.

Sie saßen hier schon, als die Hafentarbeiter noch mit Barkassen zu den Werften übersetzten. Vor über 100 Jahren. Trotzdem gehören sie eigentlich nicht hierher. Neozoen, das sind Tiere, die an einem Ort heimisch werden, an dem sie vorher nicht vorkamen. Invasive Arten nennen Wissenschaftler jene unter den Neuankömmlingen, die sich ausbreiten und einen negativen Einfluss auf die ursprüngliche Tier- und Pflanzenwelt haben. Neozoon und invasiv: Die Wollhandkrabbe ist beides.

AN DEN ARMEN der Elbe, die Deutschlands größten Seehafen durchziehen, muss man bei Niedrigwasser nur einen Stein hochheben, um sie zu finden. Zur Fortpflanzung wandern die mit ihren langen Beinen bis zu 30 Zentimeter breiten Krabben die Elbe hinab, laufen im Alten Land Radlern über den Weg, erreichen die Nordsee: Nur in Wasser mit höherem Salzgehalt können sich die Larven entwickeln.

Ein Jahr später machen sich die Jungtiere auf den Rückweg, erreichen die Staustufe Geesthacht östlich von Hamburg und krabbeln zu Tausenden die Fischtrappe hinauf – dann scheint der Boden



»Viele haben vor Spinnen Angst. Das verstehe ich nicht! Ich finde sie faszinierend und wunderschön. Mein Traum ist es, einmal als Spinnenexpertin neue Arten zu entdecken«

MICHELLE LORENZ, 26,
BIOLOGIESTUDENTIN

in Bewegung zu sein. Gebietsfremde Arten sind besonders leicht in der Lage, eine Übermacht zu bilden: In der neuen Heimat haben sie kaum natürliche Feinde.

Die erste Wollhandkrabbe ist als blinder Passagier von China nach Hamburg gelangt. Schon Schiffsbohrmuscheln und Wanderratten haben sich auf dem Seeweg über die Erde verbreitet, als in der Hansestadt noch Koggen dümpelten. Je mobiler Menschen und Waren wurden, desto schneller gelangten neue Spezies von Kontinent zu Kontinent. Heute legen im Hamburger Hafen jedes Jahr rund 9000 Schiffe an, Containerriesen aus Amerika und Asien, Binnenschiffe, die die Elbe mit anderen deutschen Flüssen verbinden. In jeder Woche rattern ungefähr 2300 Güterzüge über die Gleise des Hafens. Das Tor zur Welt ist deshalb auch ein Einfallstor für Tiere. Wie die Wollhandkrabbe reisen sie oft im Ballastwasser mit: Schiffe pum-

pen es in den Rumpf, um ihn zu stabilisieren. Im Zielhafen lassen sie es wieder ab – und mit ihm unzählige Krebstiere, Muschel- und Fischlarven.

DIE MEISTEN überleben dort nicht lange. Aber einige Arten gedeihen. Zum Beispiel die Schwarzmundgrundel, die eigentlich im Schwarzen Meer vorkommt.

Von dort ist sie vermutlich mit dem Schiff erst in die USA ausgewandert und dann von den Großen Seen aus wieder nach Europa gereist. Ralf Thiel, Abteilungsleiter Fische am Centrum für Naturkunde (CeNak) der Universität Hamburg, hat sie vor zehn Jahren erstmals in der Elbe gefunden. „Seitdem hat sie sich stark ausgebreitet“, sagt er und erklärt, warum: Sie ist eine Generalistin, die es in kühlem wie in relativ warmem Wasser aushält und fast alles frisst, von Würmern über Muscheln bis zu Fischen. Sie gedeiht auch im Brackwasser der Hamburger Tideelbe, 80 Kilometer von der Nordsee entfernt.

Dort sitzt sie bevorzugt zwischen den Steinen am Elbstrand, vertilgt den Laich einheimischer

Arten und vertreibt jeden, der in ihr Revier eindringt: etwa den stark gefährdeten Europäischen Aal. Das vermutet zumindest Ralf Thiel. Gern würde er die ökologischen Auswirkungen der Grundel-Invasion erforschen, doch dafür fehlt ihm noch das Geld.

So bewegen sich die CeNak-Forscher zwischen Ahnung und Wissen. Sie kennen einige der Einwanderer: die Kessler-Grundel, die mit Binnenschiffen aus dem Rhein kam und vor drei Jahren erstmals auftauchte; die Zebra- oder Wandermuschel, die sich auf andere Muscheln setzt, bis diese verenden; die Kartäuserschnecke, die möglicherweise mit dem Zug aus Italien und Südfrankreich nach Norden reiste; eine Weberknecht-Art, die unter den Brücken riesige Haufen bildet.

»Wer die Natur schützen will, muss Menschen zeigen, wie viel Leben da draußen existiert. Daher habe ich für den GEO-Tag der Natur Veranstaltungen organisiert«

MARTIN KUBIAK, 33,
BIOLOGE



Aber warum wer genau da ist, wo er wohnt, wie er die heimische Umwelt beeinflusst? Dazu fehlen auch mehr als ein Jahrhundert nach Ankunft der Wollhandkrabbe noch Daten.

„Ich kann mir vorstellen, dass in dieser Containerlandschaft Spinnenarten leben, die wir noch nicht entdeckt haben“, sagt Danilo Harms, Arachnologe am CeNak. Zwar sind die Zeiten vorbei, in denen von jedem Bananenfrachter mit den Früchten auch bis zu 20 000 Spinnen gelöscht wurden – die Lieferungen werden mittlerweile begast, um die blinden Passagiere zu töten.

NACH WIE VOR gelangen Spinnen jedoch mit Holz- und Pflanzentransporten nach Hamburg. Besonders jene Arten haben gute Überlebenschancen, die aus

HAMBURG

Die Vielfalt der Hansestadt

Wo leben Spinnen in der Hafencity? Was wächst auf der Elbinsel Neßsand? Was macht Vier- und Marschlande attraktiv für Amphibien? Das waren drei von 40 Angeboten beim GEO-Tag der Natur in Hamburg, an dem rund 800 Menschen teilgenommen haben. Die Experten des Centrums für Naturkunde der Universität Hamburg (CeNak) haben bei ihren Exkursionen mehr als 1300 Arten registriert. Die Veranstaltungen waren Teil des „Langen Tags der Stadtnatur“, zu dem die Loki Schmidt Stiftung einmal im Jahr einlädt. Wir danken unseren Partnern! www.cenak.uni-hamburg.de und www.loki-schmidt-stiftung.de

Einfallstor für zugewanderte Arten, aber auch Refugium für viele heimische Tiere und Pflanzen: der Hamburger Hafen



klimatisch ähnlichen Gebieten Asiens oder Nordamerikas stammen.

Danilo Harms will in den nächsten zwei Jahren in ganz Hamburg Spinnen sammeln und wird dabei wahrscheinlich auch auf Neozoen stoßen. Die Insektenforscher des CeNak würden gern im Hafengebiet nach fremden Käfern und Fliegen suchen. Und Fischexperte Ralf Thiel wird die bislang eingedrungenen Grundel-Arten weiter erforschen und auf die Ankunft der nächsten warten: Einige sind bereits im Rhein nachgewiesen worden.

Im September 2017 ist ein Ballastwasser-Übereinkommen in Kraft getreten, das auch Deutschland ratifiziert hat. Es schreibt vor, in welcher Weise Ballastwasser zu reinigen ist, bevor die Schiffsbesatzungen es ablassen dürfen: eine Maßnahme gegen biologische Invasionen wie jene der Chinesischen Wollhandkrabbe.

Diese wird, ebenso wie die Schwarzmundgrundel, bleiben: „Die werden wir nicht mehr los“, sagt Ralf Thiel.

Gesa Gottschalk

»Ich bin ehrenamtliche ›Grünpatin‹. Meine Fläche ist ein kunterbunter Garten mit Blumen, Himbeeren, Holunder, Obstbäumen. Ich wohne in einem Hochhaus. Wenn ich aus dem Fenster schaue, freue ich mich«

IRMGARD DACHWITZ, 81, RENTNERIN



»Nachhaltigkeit ist für mich ein wesentliches Element der Mode. Es ist schön zu sehen, dass es hier auch ein Umdenken in der Gesellschaft gibt«

KRISTINA REM, 34, MODEDESIGNERIN



»Wenn draußen Müll liegt, sammeln wir den ein. Zu Hause überlegen wir, was wir als Familie für den Naturschutz tun können«

OLIVER GERSCHESKI, 51, INFORMATIKER, MIT MARIUS, 8, UND MALINA, 10



»Gärtnern geht ohne Chemie. Pflanzen helfen Pflanzen, das ist meine Devise. Wir sollten Ecken verwildern lassen, die Insekten kommen dann wieder. Beim Gärtnern braucht man Geduld. Pflanzen lassen sich nicht hetzen«

RENÉ WADAS, 48, GÄRTNERMEISTER, PFLANZENDOKTOR

Die Rückkehr der Kiebitze

Ein grünlich-weiß gefiederter Vogel fliegt über das Alperstedter Ried, schrill rufend, mit einer auffallend gebogenen Haube. Ingrid Werres beobachtet ihn durch ihr Fernglas. „Seit dem vergangenen Jahr brütet der Kiebitz wieder hier im Moor“, sagt die Mitarbeiterin der Stiftung Naturschutz Thüringen, „das ist unglaublich.“

Und es ist auch ihr Verdienst. Seit den 1950er Jahren und bis in die 1970er wurden rund um das Ried Entwässerungsgräben angelegt, um angrenzende Ackerflächen für die Landwirtschaft nutzbar zu machen; der nahe gelegene Fluss Gramme erhielt ein tieferes Bett. So trocknete das rund 100 Hektar große Kalkflachmoor, das größte im Thüringer Becken, nach und nach aus.

Dass es 1967 zum Naturschutzgebiet erklärt wurde, half wenig: Landwirte wandelten Teile davon widerrechtlich in Ackerland um; als Grünland genutzte Flächen wurden teils intensiv beweidet und mit Herbiziden behandelt, teils ab den 1990er Jahren gar nicht mehr bewirtschaftet. So breiteten sich Sträucher und Schilf aus und verdrängten angestammte Schätze wie die weiß blühende Sumpf-Engelwurz, die sonst nirgends in Thüringen mehr vorkommt.

FÜR INGRID WERRES stand fest: Das Moor muss wieder nass werden, wenn es überleben soll. Nach unzähligen Verhandlungen konnte die Naturschützerin Landwirte und die Alperstedter Bevölkerung von dem aufwendigen Vorhaben überzeugen. Und die Zweifel von Experten ausräumen: Würden die seltenen Pflanzen überleben, wenn auf den Grünlandflächen des Rieds, wie in ihrem Schutzkonzept vorgesehen, wieder Weidetiere grasen würden?

Werres blieb hartnäckig, redete, erklärte, diskutierte – und setzte sich am Ende durch.

Rund 540 000 Euro aus Mitteln der Ausgleichsabgabe wurden für das Projekt reserviert. Im Rahmen eines Flurbereinigungsverfahrens kamen weitere Fördermittel hinzu. Ab dem Jahr 2006 wurden Entwässerungsgräben geschlossen, umliegende Ackerflächen zweier großer Agrarbetriebe in Grünland umgewandelt und Tümpel, sogenannte Feuchtmulden, angelegt.

Seitdem ist der Wasserstand gestiegen, das Moor hat sich wieder vollgesogen. Ein Wehr kann den Wasserstand jederzeit regulieren, sodass An-

Das Alperstedter Ried wieder zum Leben zu erwecken – das ist seit mehr als 20 Jahren das Herzensprojekt von Ingrid Werres aus Erfurt. Anfangs bekam sie Gegenwind von Landwirten und Anwohnern. »Wir saufen alle ab!«, hieß es. Auf Dorf- und Versammlungen hat sie für das Projekt geworben – mit Erfolg



wohner keine Überflutungen ihrer Grundstücke befürchten müssen.

Leichtfüßig springt die Erfurter Naturschützerin über eine Pfütze, kurz sinkt sie ein, steht dann wieder auf festem Grund. Der Wechsel von trockenen und feuchten Bereichen ist charakteristisch für das Alperstedter Ried; er bringt auch die Vielfalt von Pflanzenarten hervor: Neben der Sumpf-Engelwurz gedeihen hier auch Herbstzeitlose, Kuckucks-Lichtnelke und das seltene Nordische Labkraut.

Einige Wasserbüffel liegen zufrieden an einer Wasserstelle, in ihrer Mitte ein Kalb. Die Tiere sind Teil eines Beweidungsprojekts: Seit 2015 ziehen auch robuste Exmoorponys und Harzer Höhenvieh durch das Moor.

Rinder im empfindlichen Naturschutzgebiet? Unbedingt, sagt Werres' Kollegin Stella Schmigalle, Leiterin des Projekts: „Die Tiere sorgen für offene Bereiche. Das gibt dem Gebiet eine natürliche Struktur und ist besonders wichtig für die Bodenbrüter.“ Für Vögel wie den Kiebitz.

Elena Maria Matera

»Neulich hörte ich einen Mann zu einem Freund sagen: ›Kennst du unser Beweidungsprojekt? Da brüten wieder Kiebitze!‹ Das hat mich glücklich gemacht. Die meisten Menschen sprechen von *ihrem* Moor, *ihren* Wasserbüffeln, *ihren* Wiesenbrütern. Sie sind stolz auf das Naturschutzgebiet«

INGRID WERRES, 55, LANDSCHAFTS-ARCHITEKTIN, ERFURT, STIFTUNG NATURSCHUTZ THÜRINGEN



Junior Ranger im Nationalpark Niedersächsisches Wattenmeer: Lisa Ennen, 12, Milan, 12, und Tarek Karolyi, 10

Die Insel der Extremisten

Watt, Dünen und Salzwiesen – vielfältig sind die Lebensräume auf den Ostfriesischen Inseln. Zahlreiche gefährdete Arten finden hier Heimat und Rückzugsorte.

Die Flügel des Mittleren Perlmutters leuchten in kräftigem Orange, wenn er über die Dünen von Norderney flattert. Der farbenfrohe Tagfalter ist in Deutschland vom Aussterben bedroht, und die Ostfriesischen Inseln bilden einen seiner letzten Rückzugsorte. Hier finden seine Raupen auf Magerrasen und Dünen ihr Futter: Veilchen, die auf dem Festland mit seinen überdüngten Wiesen immer seltener werden.

Auf den Inseln im Nationalpark Niedersächsisches Wattenmeer, wenige Kilometer vor der Küste, fühlt sich nicht nur der gefährdete Schmetterling wohl. Gut jede fünfte Pflanzen- oder Tierart steht auf einer Roten Liste, manche kommt nur noch hier vor.

„Viele Bereiche sind für Besucher gesperrt oder eingeschränkt erreichbar“, sagt der Biologe Rolf Niedringhaus von der Universität Oldenburg. „Vögel finden hier noch offene Weideflächen ohne

Pestizide.“ Und die Ruhe, die Besucher auf die Inseln zieht, tut auch den Tieren gut: Ungestört brütet hier fast der gesamte deutsche Bestand der stark gefährdeten Kornweihe.

Der Wechsel von Ebbe und Flut, die immer wieder überschwemmten Salzwiesen, die kargen Dünen und Strände: Die Lebensbedingungen auf den Inseln sind extrem. Gut für den Artenreichtum: „Tiere und Pflanzen haben sich an ebendiese Bedingungen angepasst – sie sind wahre Spezialisten“, sagt Niedringhaus. Für den Katalog „Die Flora und Fauna der Ostfriesischen Inseln“ hat er mit Kollegen 10 000 Arten erfasst. Das sind längst nicht alle, und einige davon könnten bald auch aus ihrem letzten Zufluchtsort verschwinden: Tourismus, Tankerunglücke und Klimawandel gefährden Tiere und Pflanzen von Borkum bis Wangerooge oder Mellum.

„Viele Arten sind von den speziellen Bedingungen, den vielfältigen Lebensraumtypen der Inseln abhängig“, sagt Niedringhaus, „wir sollten versuchen, sie so gut wie möglich zu schützen.“

Elena Maria Matera

Heinz
Sielmann
Stiftung

Natur wertschätzen lernen

Mit der Heinz Sielmann Stiftung hat der GEO-Tag der Natur einen idealen Förderer gefunden. Schon zum zweiten Mal unterstützte die Stiftung 2018 den Aktionstag; sie selbst bot in diesem Jahr über ein Dutzend Veranstaltungen an – von Exkursionen in Schutzgebiete über Workshops für Naturfotografen bis zu Lehrgängen zum richtigen Anbringen von Ansiedlungskästen für Vögel oder Fledermäuse.

Seit 1994 setzt sich die Heinz Sielmann Stiftung für den Erhalt der Artenvielfalt ein. In ganz Deutschland pachtet und kauft sie Flächen, um Lebensräume von Tieren und Pflanzen zu bewahren und zu entwickeln. Allein in Brandenburg sichert die Stiftung rund 13 000 Hektar Fläche dauerhaft für den Naturschutz, etwa den ehemaligen Truppenübungsplatz Döberitzer Heide bei Berlin oder die Bergbaufolgelandschaft Wanninchen am Spreewald.

Darüber hinaus möchte die Stiftung sensibilisieren für die Bedeutung der Natur und die Dringlichkeit ihres Schutzes. Dabei richtet sie sich besonders an Kinder und Jugendliche, um ihnen die Möglichkeit zu geben, sich in freier Natur zu bewegen. Denn nichts, so war ihr 2006 verstorbener Gründer, Tierfilmer Heinz Sielmann, überzeugt, sei besser geeignet, den Wert der Natur schätzen zu lernen, als sie unmittelbar zu erleben. www.sielmann-stiftung.de